

Was hilft, dass ich meinen Eltern nichts schulde?

Dass wir leben, um elterliche Erwartungen zu erfüllen, ist heutzutage für die meisten von uns unvorstellbar. Der Preis dafür scheint das ewig schlechte Gewissen zu sein. Das müssen wir loswerden, sagt die Philosophin Barbara Bleisch, und befreit uns von der Dankespflicht, zumindest theoretisch.

von Andreas Nentwich



«Ich beschäftige mich mit meiner Familie in genau dem Mass, wie ich finde, dass es für mich bekömmlich ist», sagt ein junger Mann in dem Familienroman «Es geht uns gut» des Vorarlberger Schriftstellers Arno Geiger. So redet nur, wer sich selbst etwas einreden muss. In Wahrheit beschäftigen uns unsere Familien in dem Mass, wie es ihnen passt, und wir werden sie auch nicht los, wenn wir alle Kontakte abbrechen – unsere psychische Struktur ist immer eine Antwort auf sie, positiv oder negativ. Jeder dritte Roman auf der Welt ist ein Familienroman, und jede Familie schreibt ihren Roman.

So viel vorweg zu diesem Versuch, einem kleinen Buch gerecht zu werden, das sich anheischig macht, unsere Sehnsucht nach dem bekömmlichen Mass im Umgang mit Eltern moralisch zu rechtfertigen. Geschrieben hat es Barbara Bleisch, die im Schweizer Fernsehen die «Sternstunde Philosophie» moderiert, und sein Titel trumpft nicht weniger trotzig auf als Arno Geigers Romanheld: «Warum wir unseren Eltern nichts schulden». Man kann diesen Schwerthieb von Titel begeistert abnicken oder den Deckel mit Entrüstung gar nicht erst aufklappen. Wer sich aber von der Provokation verlocken lässt, weil er oder sie zu jener Mehrheit gehört, deren Elternbeziehung voller Ja und Aber steckt, wird bald feststellen, dass die Autorin keinen Anti-Eltern-Ratgeber geschrieben hat, sondern wirklich, wie sie selbst es nennt, eine «philosophische Untersuchung».

Musterung der Pflichtbegriffe

Barbara Bleisch unterzieht eine Reihe von Normen, die zu hinterfragen immer noch als Tabubruch gilt, streng begrifflicher Betrachtung. Die Normen besagen, dass wir unseren Eltern für ihre jahrelange Fürsorge etwas schuldig sind, dass wir eine Pflicht zur Dankbarkeit haben, dass Blutsbande diese Pflicht vertie-

fen, dass wir uns um unsere alten Eltern kümmern müssen. Bleichs Fazit: Wir müssen nicht. Wir haben unseren Eltern gegenüber «keine speziellen Pflichten» über den Respekt hinaus, den wir allen Menschen schulden. «Der schiere Umstand, dass wir alle von jemandem geboren wurden, lädt uns keine Schuld auf, die wir als Erwachsene abzutragen haben.» Zur Schuld gehöre eine Vereinbarung über die Währung, in der sie abzu-

«Der schiere Umstand, dass wir alle von jemandem geboren wurden, lädt uns keine Schuld auf»

tragen ist. Diese Vereinbarung aber könne es nicht geben, sagt die Autorin, Kant zitierend, weil Eltern durch den Akt der Zeugung «eine Person ohne ihre Einwilligung auf die Welt gesetzt, und eigenmächtig in sie herüber gebracht haben». Wir haben uns also nicht für unser Leben entschieden, während hingegen es Elternpflicht ist, für die «herüber gebrachten» Kinder auch Verantwortung zu tragen. Nicht nur wegen der fehlenden Vereinbarung, sagt Bleich, greift das Gläubiger-Schuldner-Modell hier nicht: Gläubiger haben immer Anspruch auf Rückzahlung einer genau bemessenen Summe, egal wie sie sich verhalten. Unvorstellbar ist jedoch, dass Kinder gegenüber Eltern, die sich schlecht verhalten, nämlich diese Kinder vernachlässigen oder misshandeln, in irgendeiner Schuld stehen könnten. Umgekehrt erhielten Eltern, die sich um ein gutes Aufwachsen ihrer Kinder bemühten, ja auch viel zurückgeschenkt.

In einem Kapitel über Dankbarkeit führt die Autorin den Gegensatz von Dankbarkeit als einer inneren Haltung, für die Freiwilligkeit Bedingung ist, gegen die Dankspflicht an. Und: Selbst die ungefragte Übererfüllung elterlicher Pflichten verpflichte nicht zu mehr Dankbarkeit. Sonst müssten etwa schwer pflegebedürftige Kinder eine unermess-

liche Dankesschuld auf sich laden. Gleichwohl wird für den Fall, dass die Beziehung «stimmt», eine Haltung der Dankbarkeit empfohlen – die aber nicht dazu verpflichte, «etwas Konkretes», beispielsweise aufopfernde Pflege im Alter, zurückzugeben.

Nach diesem Muster dekliniert die Autorin alles durch, was den Verdacht erweckt, sich als Norm in ein Verhältnis strikter Freiwilligkeit einzuschleichen: von den Blutsbanden bis zur Analogsetzung der Kind-Eltern-Beziehung mit dem frei gewählten Geben und Nehmen einer Freundschaft. Es sind kühle Sondierungen, Wurzelbehandlungen an Wörtern, die unser Gewissen quälen. Vielleicht helfen sie Menschen, die sich gegen alle inneren Impulse und Lebenspläne elterlicher Tyrannei unterordnen: Die Reduktion aufs Formale braucht es, um Knoten zu zerhauen.

Eine Pionierleistung und ihr Preis

Doch die Autorin will mehr: nämlich Regeln finden, die der von ihr sogenannten «Verletzlichkeit» von Eltern wie Kindern in normalen Beziehungen Rechnung tragen, also dem Zwiespalt zwischen Liebe, Schuldgefühl, Besorgtheit, Nähe und Ansprüchen auf Autonomie, der in einer Unzahl von Abmischungen das Verhältnis von Kindern und Eltern ausmacht. Nur gehen die Beispiele, die sie dafür wählt, immer auf Kosten letzterer: Wie mache ich meine Mutter in Achtung und Respekt damit einverstanden, dass ich meine Reise nicht für ihren 70. Geburtstag unterbrechen möchte? Warum haben Kinder das Recht, auch Eltern, die sich mit ihrer Ausbildung und der Ausrichtung ihrer Hochzeiten finanziell verausgabt haben, die erbetene Unterstützung im Alter zu versagen? Hier zeigt sich, dass die Begriffe – Schuld, Bringschuld, Kindespflicht, Dankbarkeit – ein Janusgesicht haben. Sicher geben sie sozialen Druck weiter und machen uns unfrei, zugleich sind sie aber nur Behelfswörter, in denen sich etwas schwer zu Fassendes spiegelt: ein Sinn für Verhältnismässigkeit, für ein Geben und Nehmen, auch für ganz irrationale «Schuldigkeiten», bei dem wir mit dem Beharren auf unseren eigenen Bedürfnissen eine schlechte Figur machen. Dass ich streng nach Begriffen ein moralisches Recht habe, elterliche Erwartungen zu

enttäuschen, kann entlasten, wo Eltern sich in mein Leben zu drängen versuchen. Aber es kann in alltäglichen Situationen die mindere und mich mindernde Wahl sein gegenüber Nachgeben, Nachsicht, Selbstverzicht.

Dennoch ist die durch viele Relativierungen nur schwach abgefederte Härte des Buchs, das die Autorin, selbst Mutter, ihren Eltern gewidmet hat, entschuldbar – weil es eine Pionierleistung darstellt. Für das «Grossprojekt der Moderne», dessen Stichjahr einmal mehr 1968 ist, gibt es keine verbindliche Ethik der Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern. Mit der Befreiung von Familienbanden, Familienbetrieben, Erbfolgen und all den Zwängen, das Leben der Eltern zu reproduzieren, sind Normen ausser Kraft gesetzt, die lange unerschütterlich schienen. Sie waren engend, aber auch entlastend. Was wer wem schuldig war, stand fest. Die Freiheit von all dem macht es notwendig, das Geben und Nehmen zwischen Eltern und Kindern neu zu durchdenken. Dies tuend, pflügt Barbara Bleich eine Spur in Neuland. ■

Buchtip

Barbara Bleich:
Warum wir unseren Eltern nichts schulden
Hanser, München 2018.
208 Seiten, Fr. 28.50.
ISBN 978-3-446-25831-0.



Jetzt bestellen auf
www.buchmax.ch
056 203 22 44